



Leïla Marouane

DAS SEXLEBEN EINES  
ISLAMISTEN IN PARIS

Roman

Aus dem Französischen  
übersetzt von Marlene Frucht

Edition Nautilus



Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.

Dieses Werk wurde mit Unterstützung des französischen Kulturministeriums, Centre National du Livre, publiziert. Ouvrage publié avec le concours du Ministère français chargé de la Culture – Centre National du Livre.

Die Übersetzung aus dem Französischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt durch litprom – Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.

Zitate anderer Autoren wurden folgenden Übersetzungen entnommen:

Antonin Artaud, *Frühe Schriften*, hg. und aus dem Französischen übersetzt von Bernd Mattheus, München 1983

Patrick Modiano, *Ein Stammbaum*, aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth Edl, München 2007

Sadeq Hedayat, *Die Reise zum Imam*, aus dem Persischen übersetzt von Dorothea Krawulsky, in Zusammenarbeit mit Farideh Mohammadian, Berlin 1997

Alle anderen Zitate wurden von Marlene Frucht übersetzt, das Glossar auf den Seiten 219/220 wurde ebenfalls von ihr erstellt.

Die Originalausgabe des vorliegenden Buches erschien unter dem Titel »La vie sexuelle d'un islamiste à Paris« bei Éditions Albin Michel, 2007.

Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg  
Schützenstraße 49 a · D-22761 Hamburg  
www.edition-nautilus.de

Alle Rechte vorbehalten · © Edition Nautilus 2010

Deutsche Erstausgabe August 2010

Umschlaggestaltung: Maja Bechert, Hamburg  
www.majabechert.de

Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt

1. Auflage · ISBN 978-3-89401-727-9

*Ich danke »Mohamed«  
für sein Vertrauen und für seine Offenheit*

# I

## Die Abkehr

»Bevor man jemand ist, muss man nicht erst eine Person sein.«

*Der Nabel des Niemandslands, Antonin ARTAUD*

»An die Stelle des biologischen Rassismus ist ein kultureller Rassismus getreten. Stigmatisiert werden nicht länger die Hautfarbe oder die Form der Nase, sondern eine bestimmte Art zu leben.«

Frantz FANON

**Es kam ganz plötzlich** über mich, sagte er. Ich saß an meinem Schreibtisch, hörte meinem Kunden nur mit halbem Ohr zu und starrte auf die Kuppel des Invalidendoms, der hinter den großen Fenstern wie eine Luftspiegelung schimmerte. Du bist in Paris, ohne wirklich dort zu sein. Du bist nur ein Schatten, der Morgen für Morgen die Stadt durchquert. Und Abend für Abend in das graue Einerlei seiner Vorstadt zurückkehrt. Paris glänzt wie eh und je, aber nur für die anderen. Während du bei deinen Leuten hockst und dein Glanz immer schwächer wird. So sieht's aus, mein Guter, weiter hast du's nicht gebracht. Du bist ganz nah dran an dem ganzen Prunk, aber du hast überhaupt nichts davon. Du lebst – aber ein Leben hast du nicht.

Ich will so nicht weitermachen, sagte ich zu mir, immer wieder, und konnte an nichts anderes mehr denken, sodass ich das Treffen mit meinem Kunden früher beenden musste.

Ein paar Minuten später brachte ich den Kunden zur Tür, mein perfektes Kapitalistenlächeln auf den Lippen. Ich sagte meiner Assistentin Bescheid und ging hinaus.

Ich rauchte eine Zigarette und sah mir die Leute an, die Schaufenster, die Autos ... Dann lief ich ein bisschen herum. Wie jemand, der sich die Beine vertritt, um einen klaren Kopf zu bekommen. Aber in meinem brodelte es, und das Gehen fiel mir schwer.

Erneut blickte ich in die Gesichter der Leute, als hoffte ich, dort irgendetwas zu finden, das mir Mut machen könnte, dann verscheuchte ich jeden Gedanken, der sich gegen mein Vorhaben richtete, und befahl meinen Füßen weiterzulaufen.

Einen Augenblick später stand ich vor dem Maklerbüro in

der Rue de Sèvres, das nur ein paar Meter von der Bank entfernt lag, in die ich vor Kurzem versetzt worden war. Ich ging die Liste mit den Mietangeboten durch, dann die Fotos, welche die Wohnungen von innen zeigten, und schließlich die Mietpreise, vierstellige Summen, bei denen einem der Atem stockte. Doch ich war zu allem bereit. Ich entdeckte eine große Zweizimmerwohnung in der Rue Saint-Placide und betrat das Büro.

Es war der 23. Juni 2006, der vorletzte Freitag des Monats. Als ich aus dem Büro herauskam, war mein Hemd nassgeschwitzt, obwohl ein frischer Wind durch die Stadt wehte.

Noch am selben Abend, zurück in der Wohnung in Saint-Ouen, in der ich seit meinem zehnten Lebensjahr wohnte (also seit dreißig Jahren), füllte ich in einem Moment, als ich mich vor der Neugier meiner Mutter und meines jüngeren Bruders sicher fühlte, den Fragebogen der Agentur aus: Nachname, Vornamen, Geburtsdatum und -ort, Beruf, Nationalität usw. In die Spalte »gegenwärtige Adresse« trug ich die Anschrift meiner jüngeren Schwester ein, die im siebten Arrondissement von Paris wohnte. Dank dieser Adresse genoss ich bei meinen Vorgesetzten hohes Ansehen, und ich ließ mir – aus Gründen, auf die ich später noch zu sprechen komme – tatsächlich meine gesamte offizielle Behörden-Post dorthin schicken.

Als ich mit dem Fragebogen fertig war, überprüfte ich die Unterlagen noch einmal, sortierte sie und ordnete sie entsprechend der verlangten Reihenfolge: mein Ausweis, die letzten drei Gehaltsnachweise, der Steuerbescheid ... Alles da.

*Y a bon, Banania*, freute ich mich und kratzte mich mit der Kappe des Kugelschreibers im Nacken. Du bist das As der Asse, mein Großer, lobte ich mich selbst und meinte es auch so. Nicht einmal dein Gesicht auf dem Foto verrät etwas über deine Abstammung, darauf sieht deine Haut noch heller aus,

als sie es in Wirklichkeit ist. Du kannst es mit jedem Weißen aufnehmen. Du Glücklicher! Sehr wirksam, deine Bleichcreme und dein spezieller Friseur in der Avenue Rochecouart, der deine kleinen Löckchen wegbekommt, da kann man nicht meckern. Es lebe der Fortschritt...

Zufrieden mit meinen Unterlagen, mit denen ich gute Chancen hatte, mich aus dem Staub zu machen, summte und pfiß ich vor mich hin – *Ringellöckchen, Kringellöckchen* – und war so aufgedreht, dass jeder, der mich in dem Moment überrascht hätte, beunruhigt gewesen wäre.

Während ich so vor mich hin summte und pfiß, erschien plötzlich meine Mutter im Türrahmen. Ihr fiel sofort auf, dass ich bester Laune war, und sie meinte:

»Mit dir stimmt doch was nicht, mein Augensterne...«

»Es ist alles in Ordnung, Mutter«, sagte ich und bemühte mich, schnell wieder mein übliches Gesicht zu machen.

Schon seit einer Weile guckte ich meistens mürrisch und schlecht gelaunt drein, vielleicht seit mein Vater gestorben war, fünfzehn Jahre zuvor. Vielleicht auch noch nicht ganz so lange. Vielleicht aber auch immer schon. Ich weiß es nicht. Dank dieses mürrischen Gesichtsausdrucks hatte ich auf jeden Fall meine Ruhe während des Abendessens, das uns jeden Tag am Tisch versammelte, meine Mutter, meinen Bruder und mich. Mein schlecht gelauntes Gesicht hielt sie davon ab, ihre Lieblingsthemen anzusprechen, vor allem, ob ich nicht jemanden im Auge hätte, ein Mädchen, das ich ihnen vorstellen wollte – denn die, die meine Mutter für mich aussuchte, fanden vor meinen Augen keine Gnade, außerdem wurden meine Schläfen langsam grau und die meines Bruders sicher auch bald, und er, mein Bruder, war bereits verlobt, respektierte aber die Traditionen und wartete deshalb nur darauf: dass sein älterer Bruder heiratete, damit er sich anschließend ebenfalls endlich vermählen konnte.

Ich setzte also wieder mein mürrisches Gesicht auf. Da war meine Mutter beruhigt und sagte:



»Das Essen wird kalt, Licht meiner Tage, und dein Bruder wird langsam ungeduldig.«

Ich verschloss meine Unterlagen in der Schublade, die mir als Versteck für meine offiziellen Dokumente und meine Gedicht-Entwürfe diente, und ließ den Schlüssel in meine Tasche gleiten.

»Dass du immer deine Sachen einschließen musst«, regte meine Mutter sich auf. »Als ob wir Fremde wären, mein Augenstern.«

»Ich komme«, entgegnete ich ruhig.

Ich steckte den Kugelschreiber in das alte Federmäppchen aus echtem Leder, das mein seliger Vater mir geschenkt hatte, als ich ins Collège kam, und folgte meiner Mutter.

\*

**Am nächsten Morgen**, fuhr er fort, stahl ich mich heimlich aus der Wohnung, als mein Bruder und meine Mutter gerade das Morgengebet verrichteten, und drückte mich so darum, ihnen mein zeitiges Aufbrechen erklären zu müssen.

Eine Stunde später stellte ich mein Auto im Parkhaus Sèvres-Babylone auf meinem gewohnten Platz ab. Ich war zu früh dran, also sah ich mich um und fand ein Café ganz in der Nähe meiner Verabredung und setzte mich dort auf die Terrasse, abseits von dem Lärm, der in gleichem Maße anschwellte wie die Sonne in ihrem sommerlichen Schweben höher stieg. Es war eine Kakophonie aus Luxus-Sprachen – Englisch, Deutsch und etwas, das ich für Norwegisch oder Schweizerdeutsch hielt – und weit und breit war kein einziger Neger oder Dunkelhäutiger zu sehen. So ist das in den Vierteln, die nur von Leuten besucht werden, deren Länder ein anständiges wirtschaftliches Wachstum haben und die deshalb über entsprechende Kaufkraft verfügen. Und in den

Vierteln, deren einkommensschwache Bewohner im Sommer alle verschwunden sind, die sich im Übrigen ja ohnehin eher selten auf den Terrassen der Cafés zeigen. So ist das in dem Viertel, von dem ich hoffe, dass es meinem Leben meiner Lust Zuflucht gewähren wird, dachte ich und erschauderte leicht, als ich meine Bestellung aufgab.

Während ich meinen Kaffee trank, warf ich noch einen letzten Blick in meine Unterlagen. Dann sah ich auf die Uhr, nur noch wenige Minuten bis zu meinem Termin. Ich legte einen Fünfeuroschein auf die Untertasse und stand auf, ohne auf das Wechselgeld zu warten. Ich blickte erneut auf die Uhr und steuerte auf das Gebäude gegenüber dem Café zu.

Ich entschied mich gegen den Aufzug und sprintete stattdessen in die fünfte Etage hinauf. Oben angekommen, atmete ich wie ein Kurzstreckenläufer in kleinen Stößen aus. Als mein Herzschlag wieder zu seinem normalen Rhythmus zurückgefunden hatte, schloss ich die beiden oberen Knöpfe meines Leinenjacketts, strich glättend darüber und betrachtete dabei anerkennend die zweiflügelige Tür aus massivem Holz und Schmiedeeisen. Dann überprüfte ich noch einmal, ob meine Unterlagen sich noch in der Ledermappe befanden oder ob ich sie vielleicht bei den Nobeltouristen zurückgelassen hatte, und um acht Uhr, pünktlich wie ein Schweizer, klingelte ich.

Erstklassig, dachte ich, nachdem wir einen Teil der Wohnung besichtigt hatten. Wirklich erstklassig, wiederholte ich bei mir und kam mir vor wie in einem Film.

Eichenparkett in der gesamten Wohnung, »Versiegelt, das Parkett«, fuhr die junge Mitarbeiterin des Maklerbüros fort. So hohe Wände – drei bis vier Meter –, dass man sich fast den Hals verrenken musste, wollte man den Stuck an der Decke betrachten. In den Eingangsbereich würde ich irgendein kleines Möbelstück und einen Sessel stellen. In dem

riesigen Wohnzimmer mit stilechtem Kamin und den passenden Spiegeln, mit in die Wände eingelassenen Nischen und Sims, sah ich ein Sofa und einen Ledersessel vor mir, einen modernen Teppich, eine Designerlampe und eine kleine Bar, gefüllt mit allem, was mir und meinen Gästen schmeckte. In dem begehbaren Kleiderschrank hätte man bequem eine Zigeunerfamilie unterbringen können, ich würde dort nur meine Markenkleidung aufbewahren. Die komplett azurblau geflieste Küche von der Größe einer Einzimmerwohnung verfügte über eine Loggia zum Hof hin und einen kleinen Tresen, hier würde ich intime Abendessen geben. Das Schlafzimmer mit stilechtem Kamin und dazu passenden Spiegeln, in die Wände eingelassenen Nischen und Sims, ging auf den baumbestandenen Hof hinaus. »In der Platane soll eine Singdrossel leben«, sagte die Frau, die mich durch die Wohnung führte, während ich mich nach einem Platz für den Bücherschrank und meinen Schreibtisch umsah – Letzteren wollte ich direkt ans Fenster stellen, sodass man auf die Blätter hinabblickte, die mir Gedichte eingeben würden, die Antonin Artaud und Octavio Paz in ihren Gräbern gleichermaßen zum Heulen brächten –, und schließlich würde hier natürlich das Bett stehen, vielleicht ein luxuriöses Kingsize-Bett, in dem ich mich mit Geschöpfen herumwälzen würde, für die sich Engel und Dämonen in die Verdammnis stürzen würden. In dem in Grün- und Gelbtönen gehaltenen Badezimmer gab es zwei Waschbecken nebeneinander und eine ovale Badewanne, in die bequem zwei Erwachsene hineinpassten, dort hinein sollte sich jede meiner zukünftigen Eroberungen legen und ich mich mit ihnen. In den deckenhohen Regalen in der Toilette würde ich meine Sammlungen von *Politis* und *Le Monde Diplomatique*, die Comics und die Herrenmagazine unterbringen, deren Anschaffung ich plante; und dann diese Schränke überall, groß und tief, und diese Kupfergriffe, ebenso stilecht wie die Spiegel ... Alles wie neu. Ich musste nur noch einziehen, träumte ich.

Ich stand gerade vor dem Kamin und bewunderte den darüber angebrachten Spiegel, als das Bild der jungen Frau darin erschien. Ich drehte mich um und blickte ihr direkt ins Gesicht. Während sie mir dies und das über das Haus erzählte – die Nachbarn hauptsächlich Eigentümer, eine älter werdende Bewohnerschaft, oft verreist, vor allem im Sommer, natürlich keine Kinder, zwei Wohnungen pro Etage, kein gegenüberstehendes Gebäude, das die Sicht versperrte, eine himmlische Ruhe, und die Concierge, Madame Lisa, sei ja so diskret und fleißig und jeden Tag außer sonn- und feiertags von acht bis zwölf und von vierzehn bis sechzehn Uhr in der Loge anzutreffen, sie verteile die Post usw. –, hatte ihr subtiles Parfüm meine Nase erobert, und ich betrachtete sie mit dem Interesse eines Mannes, der noch Jungfrau ist, aber beschlossen hat, das zu ändern.

Sie war kaum älter als dreißig und fast so groß wie ich, auf jeden Fall viel größer als die meisten Französinen, hatte blondes, kurzes Haar, sodass man ihren schön geschwungenen Nacken sehen konnte, trug eine enge Hose und hatte ein dezentes, aber darum nicht minder ansprechendes Dekolleté, breite, muskulöse Schultern, schmale Hüften und etwas Androgynes an sich, das beinahe männlich wirkte, zugleich aber sehr sexy war. Doch in ihrem Blick aus den blauen, stark geschminkten Augen lag eine Art Feindseligkeit – Misstrauen vielleicht, auf jeden Fall etwas Unangenehmes –, dieser Blick kühlte mich sofort wieder ab.

»Alles aus rosa Marmor«, sagte sie und strich über den Kamin. »Und in einwandfreiem Zustand«, fügte sie ziemlich geschäftsmäßig hinzu. Als sie mir nachdrücklich empfahl, gleich im September den Schornstein durchfegen zu lassen, begann ich, mir Szenen meines zukünftigen Lebens auszumalen. Nackt wie am Tag meiner Geburt würde ich auf einem weichen Teppich liegen und mich am Feuer im Kamin laben und an der Quelle der Vagina einer Blondine, einer Brünetten oder einer Rothaarigen, und, warum nicht, bei

allen drei gleichzeitig, indem ich von einem Schoß zum nächsten wanderte und dort ausgiebig all die Sekrete genoss und einatmete, die ich mir süß wie Honig und nach Moschus duftend vorstellte. Bei der Vorstellung fingen meine Schenkel an zu zittern, so als streiften tausend Schmetterlinge mit ihren bepuderten Flügeln darüber hinweg, und ich wurde hart. Wie ein Fels.

Im nächsten Augenblick wurden meine Ohren ganz heiß, ich fühlte mich ertappt. Heimlich schloss ich den dritten Knopf meines Jacketts und bewegte mich nicht mehr vom Fleck. Erst als mein Blick die blauen Augen meiner Führerin wiedergefunden hatte, entspannte sich alles wieder.

Ich ging weiter und betrat den weit geöffneten Balkon, und plötzlich hatte ich erneut das Gefühl, mich in einem Film zu befinden. Die Frage war nur, würde ich darin die Hauptrolle spielen, oder war ich bloß ein Statist? Auf einmal schlug mein Herz heftig gegen meine Rippen, meine Brust schnürte sich zusammen und meine Eingeweide fühlten sich an, als würden sie brennen.

Und wenn man sich aus irgendeinem Grund weigerte, mir dieses kleine Versailles zu vermieten? Zum Beispiel weil diese Blondine sich über meinen Geburtsort wunderte und sich einfach so meine Geburtsurkunde besorgte, in der sie dann auf den Vermerk »Name französisiert am Soundsovielten in dem und dem Jahr« stieß, und unten auf dem Blatt meinen ursprünglichen Namen las? Meinen eigentlichen Namen, den Namen meines Vaters, der ein Einzelkind und eine Kriegswaise gewesen war – Zweiter Weltkrieg, versteht sich –, und der Name seines Onkels, meines Großonkels väterlicherseits, welcher der Vormund meines Vaters wurde – denn als Ureinwohner kam mein Vater, im Gegensatz zu seinen damaligen *Landsleuten*, darunter auch der junge Albert Camus, nicht in den Genuss des Status eines »Pupille de la Nation«, eines Staatsmündels.

Wie gesagt, der Name meines Großonkels väterlicherseits,

der zugleich der Schwiegervater meines Vaters war, also mein Großvater mütterlicherseits, ein Mann so fromm wie Bendy\*, aber so klug wie Gandhi. Auf jeden Fall muss jener Mann, der meinen Vater bei sich aufnahm, in seinem ganzen Leben nur Gutes getan haben, unfähig wie er war, selbst der allerletzten Fliege, die uns in Blida (übrigens mein Geburtsort) im Sommer scharenweise heimsuchten, etwas zuleide zu tun. Dasselbe gilt für meinen Vater, den Analphabeten, den Arbeiter bei Renault, der an Erschöpfung und Melancholie starb, und der, da er mit meinen schulischen Leistungen zufrieden war und meine Mutter ihn dazu ermunterte, alle Hebel in Bewegung setzte, um für mich ein Einbürgerungsverfahren zu beantragen. Er selbst hätte für die Staatsbürgerschaft keine Verwendung, meinte er; da er weder Anwalt noch Arzt war, sondern ein einfacher Arbeiter, reichte ihm eine Aufenthaltsgenehmigung vollkommen aus. Nebenbei bemerkt sollte seine älteste Tochter, meine Zwillingsschwester, eine gute Schülerin, aber viel zu hübsch, nicht von der hiesigen Staatsbürgerschaft profitieren, denn ihr Leben als Ehefrau und Mutter sollte sich bei ihrer Verwandtschaft abspielen, in unserer Heimatstadt, »zu Hause«, in Blida, empfahl meine Mutter. Und auch mein Vater hielt es für gut. Er war strikt dagegen gewesen, dass ich meinen Namen änderte, obwohl ich der Gerichtsangestellten schüchtern zugestimmt hatte. »Als Ben Mokhtar wurden wir geboren, und als Ben Mokhtar sterben wir«, hatte er frohlockt, als wir das Gericht verließen, und mich seinen *Doktor* genannt, »egal, ob du jetzt Franzose bist, du heißt immer noch Mohamed Ben Mokhtar, Ben Mokhtars Sohn und Enkel von Ben Mokhtar. Nicht wahr, Sohnmann?«

Ja, Vater, versprach ich ihm. Damals war ich sechzehn.

\* Ben Laden (Erklärung von Mohamed)

**Dann aber**, erzählte er, kurz bevor ich an der HEC, der berühmten Pariser Wirtschaftsuniversität, meinen Abschluss machte, schrieb ich, bestärkt durch Martine – die Frau, bei der meine Zwillingsschwester und ich nach unserer Ankunft auf französischem Boden übergangsweise gewohnt hatten, bis wir eine passende Wohnung gefunden hatten –, an den Oberstaatsanwalt.

In meinem Brief äußerte ich den Wunsch, meinen Namen zu *französieren*. Und schwuppdwupp wurde mein Name französisiert. Meine Familie, diese Prinzipienreiter, durfte natürlich nichts davon wissen – daher auch die von meiner jüngsten Schwester geliehene Anschrift. Sie war meine Freundin und Verbündete geworden, gleich nachdem die Sippe sie verstoßen hatte, weil sie einen *Roumi* geheiratet hatte, der es strikt ablehnte, zu unserer Religion zu konvertieren.

Wie dem auch sei, meiner auf diese Weise veränderten Identität, meinem geglätteten Haar und meiner gebleichten Haut verdanke ich es, dass ich nie irgendwelche Probleme mit Diskriminierungen aufgrund meiner Herkunft hatte. Nach meiner Namensänderung öffneten sich mir alle Türen, und auch Menschen, die zuvor verschlossen gewesen waren, waren auf einmal viel netter zu mir. Wenn Sie bitte so freundlich wären Monsieur Tocquard hier, aber ich bitte Sie Monsieur Basile Tocquard da...

Mir ist bewusst, dass der Name etwas Lächerliches hat, aber dafür ist er glaubwürdiger, weniger verdächtig als ein Jean Dupont oder ein Paul Duchemin, oder sogar ein Charles Martel – Karl Martell, das war der Name, den die Gerichtsbeamtin mir vorgeschlagen hatte. Sie hatte sich über den Namen gewundert, »mit dem man es möglicherweise nicht so leicht haben würde«, und mich darauf hingewiesen, dass der Name abgelehnt werden konnte. Aber wenn ich eine ernst zu nehmende Begründung hätte ... Also dachte ich mir einen Freund aus Kindertagen aus, und dieser Freund, sehr geehrte Damen und Herren, der leider nicht mehr unter

uns weilt, hat eben diesen Nachnamen getragen. Usw. Und schließlich reimte er sich sogar auf meinen ursprünglichen Namen!

»Mokhtar, le toquard!«, so war ich auf dem Schulhof gequält worden.

Später, dort, wo die Wölfe heulen und die Menschen schweigen, kommt es vor, dass ich mich frage, ob diese Wahl nicht eine Art Vorahnung\* war, oder auch einfach nur ein Mittel, mit dem ich mich selbst für den Verrat bestrafte, den ich an meinem Großvater, an meinem Vater und an allen gegenwärtigen und zukünftigen Nachkommen von Ben Mokhtar beging.

Aber Verrat hin oder her: Wenn mein zehn Jahre jüngerer Bruder, von Geburt an französisch, Statistiker mit dem Diplom einer guten Hochschule, seinen Stolz abgelegt hätte, wenn er sein Kinnbärtchen entfernt, seine Haut mit Bleichcreme eingeschmiert, sein krauses Haar geglättet und an den Oberstaatsanwalt geschrieben hätte, dann würde er jetzt nicht wie ein *Meskine*, ein armer Mann, zwischen den vier Wänden seiner Mutter und denen der Moschee unseres Viertels versauern.

Ich habe meinen Stolz jedenfalls schon ziemlich früh abgelegt. Doch zu der Zeit, als ich jene Metamorphose in Angriff nahm, im Zuge derer ich meinen Körper und meinen Namen veränderte, war ich genauso fromm wie mein Bruder und ihm, was das Wissen über den Islam angeht, weit überlegen.

Ich war der gute Muslim, der nette Islamist – heute würde man »Fundamentalist« oder »Terrorist« sagen –, den alle Leute im Viertel respektierten und um Rat fragten. Das ging

\* Ich weise darauf hin, dass in Basile »asile« enthalten ist, Asyl, Heim, Anstalt, insbesondere Irrenanstalt, und was die Bedeutung von »toquard« angeht ... (Mohamed)



so weit, dass ich gebeten wurde, ein Gebet anzuleiten oder eine Predigt zu halten, oder ich sollte mich zu ebenso einfachen wie komplizierten Fragen äußern: Was tun, wenn ein Kind in der Kantine aus Versehen Schweinefleisch isst? Durfte man seine Frau von einem männlichen Arzt untersuchen lassen? Konnte man einen Job in einer Bar annehmen? Oder in einer Schlachtereier, in der Schweine geschlachtet wurden? Erlauben, dass die Tochter in der Schule das Kopftuch ablegt? ... Ohne dass der Engel, der über die Vergehen Buch führt, es aufschreibt?

Ich muss zugeben, dass ich manchmal vergaß, wie tolerant mein seliger Großvater, dieser Sufi, gewesen war: Er schenkte den Bannfluch-Verkündern keine Beachtung und ließ seine Töchter, darunter meine Mutter, den Schleier abnehmen und schickte sie zur Schule, er berief sich auf das *Lakum dinukum wa li dini\** und erlaubte seinem Neffen, meinem Vater, sich auf gottlosem Boden nach einem Broterwerb umzusehen; ich aber zeigte mich mitunter strenger als der Papst und schickte junge Männer in die Arbeitslosigkeit und Mädchen in unlösbare Dilemmata ...

Ich war also der *perfekte* Muslim, doch im Unterschied zu meinem Bruder musste ich gleich nach meiner Ankunft in Frankreich alle möglichen Behörden abklappern. Das war mitten in den Siebziger, ich war noch nicht einmal zehn Jahre alt und mein Bruder wohl gerade erst gezeugt worden.

Ich tat das zusammen mit meinem Vater und weil er mich darum gebeten hatte, denn ich war sein Schreiber und füllte für ihn Formulare aus, kreuzte die richtigen Antworten an, und außerdem war ich sein Übersetzer, für den Fall, dass er einmal ein Wort oder einen Satz nicht verstand; und abgesehen von Äußerungen, bei denen selbst den friedlichsten Zeitgenossen der Kragen platzen würde, verstand er gar

\* Vers, der besagt, dass die Religionen sich mischen können, ohne sich gegenseitig zu schaden (Mohamed)

nichts, mein Papa, aber ihm platzte nie der Kragen und er verlor kein Wort über die Verschlechterung seiner körperlichen und seelischen Gesundheit.

Denn mein Vater war lange vor der Unabhängigkeit seines Landes, gerade mal volljährig und bettelarm, nur mit seiner Arbeitserlaubnis in der Tasche hierher gekommen und hatte als Hilfsarbeiter für den Aufbau Frankreichs Blut und Wasser geschwitzt. Er hauste mal in schäbigen Hotels, mal in Heimen der Sonacotra und heiratete erst mit zweiunddreißig, 1965, seine noch sehr junge Cousine, meine Mutter, die zwar einigermaßen gebildet, aber dürr und ziemlich dunkel war, weshalb es kaum gelungen wäre, sie zu verheiraten, außer eben mit dem Waisenjungen, der weder lesen noch schreiben konnte, und der seiner Frau dann neun Jahre lang während jedes bezahlten Urlaubs beiwohnte und auf den Tag wartete, an dem er reich wäre, nicht wie Krösus, aber doch mit einigen Ersparnissen ausgestattet, um für immer zu seiner kleinen Familie zurückkehren zu können.

Doch als die Ersparnisse sich nicht anhäuften, auf jeden Fall nicht genug, um die Koffer zu packen, und als ein neues Gesetz die Familienzusammenführung erlaubte, da machte jene kleine Familie, die damals mit zwei Kindern gesegnet war – meine Zwillingsschwester und ich –, sich auf und kam zu ihm, in das Land, aus dessen Boden heute noch, so scheint es mir, der Geruch seines Schweißes aufsteigt.

Wie gesagt, damals, als ich ständig all diese Dienststellen aufsuchte, die Rathäuser und Polizeipräsidien, die Wohnungsamter und Familienkassen, und mich für meinen Vater und seinen arabischen Namen schämte, für seine Hautfarbe und sein krauses Haar, für seinen mickrigen Wortschatz und seine Angewohnheit, Schritte und Stimme zu dämpfen, damals hat mein Stolz das Weite gesucht.

Koste es, was es wolle, sagte ich mir, mir war jedes Mittel recht, aber eines stand fest: Egal, ob ich es heimlich tun müsste oder vor aller Augen, ob ich Arbeiter werden würde

oder Astronaut, ich würde meine Haut aufhellen, ich würde mein Haar glätten und natürlich würde ich meinen Namen gegen irgendeinen anderen eintauschen, Hauptsache, er hatte nicht diesen harten arabischen Klang, dachte ich jedes Mal, wenn mein Vater den Mund aufmachte und sein Kau-derwelsch herauskam.

Zuerst dachte ich an Namen wie Sami Massi oder Élias Sansal, einfach auszusprechende, aber nicht so eindeutige Namen, die meine Gesprächspartner nicht mehr abschrecken, meine Identität aber auch nicht komplett umkrepeln würden.

Erst im Collège – ich konnte doch immerhin eine private Schule in einem der reichen Viertel von Paris besuchen, zwischen den Metrostationen *Ternes* und *Wagram*, denn meine Mutter hatte, auf meine intellektuellen Fähigkeiten setzend und von Martine zusätzlich dazu ermutigt, darauf bestanden, mich dort anzumelden, obwohl sie dafür große Opfer bringen musste –, erst dort wurde mir klar, Mohamed, Sami oder Élias, das war gehüpft wie gesprungen. Und dass ich, wenn ich in der Masse der Weißen aufgehen wollte, einen *richtig* französischen, unverdächtigen Namen brauchte.

So wurde Basile Tocquard geboren. Und niemand ahnte etwas, weder die Headhunter, die nach meinem Abschluss auf mich zukamen, noch die Arbeitgeber bei den anschließenden Bewerbungsgesprächen.

Würde es mit dem Maklerbüro im sechsten Arrondissement wieder so sein?, fragte ich mich, während ich den Kamin aus rosa Marmor betrachtete. »Hallo? Monsieur Mohamed Ben-mok-tar? Äh, Tocquard? Hier ist das Büro in der Rue de Sèvres ... Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass ...«

Wie sollte ich bitteschön jemals das Kaminfeuer vergessen? Die ovale Badewanne? Das Eichenparkett? Den Schreibtisch über den Blättern? Die Gedichte, die ich nicht schreiben würde? Die Frauen, von denen ich nicht kosten würde?

Wie sollte ich eine solche Enttäuschung jemals überwinden?

Vielleicht würde ich dann alles hinter mir lassen und in eine von Ben Ladens multinationalen Organisationen eintreten – in Anbetracht meines Alters und meiner Diplome würde man mich bestimmt ohne lange zu fackeln dort aufnehmen. Und wer weiß, vielleicht würde mir sogar die Ehre zuteil werden, den Himmel über Manhattan zu zerreißen? *Who knows?*

Und wenn sich die Gene meiner klugen Vorfahren durchsetzten, mit anderen Worten, falls ich für solche Unternehmungen zu feige wäre, dann würde ich eben in das Land meiner Eltern auswandern und die Tochter des Bürgermeisters der Küstenstadt nördlich von Blida heiraten, die sehr jung und sehr hübsch war und auf die meine Mutter, ungeachtet meines mürrischen Gesichts, ein Auge geworfen hatte.

Und dann würde meine blutjunge Ehefrau mir ein paar männliche Nachkommen schenken, sagen wir zehn. Zehn robuste und kluge Söhne, wie ihr Papa, der sich dann ganz viel Mühe geben würde, damit sie lernten, auf Frankreich und auf die gesamte westliche Welt ohne Ausnahme zu spucken.

Nein, im Ernst, für wen halten die sich eigentlich, diese Weißen? Wenn sie die Herkunft und die Namen unserer Ahnen durch den Dreck ziehen, geringschätzen und mit Füßen treten? Wenn sie behaupten, sie hätten im Land unserer Vorfahren das Gute gesät?\* Und die uns heute, im Jahr 2007, immer noch den Zugang zu ihren schönen Wohnvierteln verwehren, zu den wirklich angesehenen Posten, zu ihren Nachtclubs? Als wären wir immer noch die Eingeborenen und die Wilden aus ihren Kolonien.

\* Gemeint ist das Gesetz vom 23. Februar 2005, das schließlich von Jacques Chirac außer Kraft gesetzt wurde. Danke, Monsieur le Président (Mohamed)